

(Nachdruck verboten.)

86) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Bei ihrem nächsten Gange zum Forsthaufe hielt Slava abermals eine Zwiesprache mit Babel, und seine erste Frage an sie war:

„Wenn Du kein schlechtes Gewissen gegen mich gehabt hast, warum hast Du Dich gefürchtet, mich anzuschauen?“

„Weil Du immer so verdrießlich gewesen bist und schreckliche Augen auf mich gemacht hast. Das mag ich nicht, ich hab's gern, daß man fröhlich ist und mich freundlich ansieht.“

Mit diesem „man“ meinte sie nicht etwa ihn allein, sie meinte jeden. Babel täuschte sich nicht lange darüber. Es war ein Teufelchen der Lustigkeit in ihr, das sie antrieb, den Ernst zu bekämpfen, wo immer sie ihm begegnete; und diese Lustigkeit, die fast bis an die Grenze der Ausgelassenheit gehen konnte, verbunden mit den hohen Ehren, in denen sie ihr nettes Persönchen hielt, und ihrem jungfräulich züchtigen Wesen machte ihren von jung und alt empfundenen Zauber aus.

Auf niemanden jedoch wirkte er unwiderstehlicher als auf Arnost; den hatte sie völlig umstrickt, und er machte Babel gegenüber weder ein Geht aus seinen Liebeschmerzen noch aus seiner Eifersucht auf ihn. Als ein verständiger, mit praktischem Sinn ausgerüsteter Bursche fand er nichts erklärlicher, als daß Slava den Inhaber eines Hauses und eines Feldes ihm, der nur ein Haus und den dazu gehörenden kleinen Gemeindeanteil besaß, vorziehen müsse.

Daß Babel in die Reihen der Bewerber um die Gunst oder die Hand des hübschen Mädchens zu treten beabsichtigte, schien ihm so ausgemacht, daß er nicht einmal danach fragte, und sein Freund, dem er das zu verstehen gab, und der schon hatte sagen wollen: „Bist ein Narr, ich denk nicht an sie, sie ist mir gleich wie nur was,“ verschluckte diese Antwort; denn — er wollte nicht lügen.

Gleichgültig war sie ihm nicht, sie hatte es auch ihm angetan. — Nicht wie dem Arnost; von einem blinden Verliebten war bei ihm keine Rede, aber warm machte ihn ihre Nähe, und überaus gut gefiel sie ihm, und überaus lieb wäre es ihm gewesen, wenn er den Zweifel hätte loswerden können, der sich in ihrer Gegenwart immer wieder meldete und eine gewisse bange, unbestimmte Erwartung: „Jetzt und jetzt wird sie etwas tun, das mir ans Herz greifen und mir die Freude an ihr verderben wird.“

Ein anderes Bedenken, das ihn früher schwer gepeinigt hatte, war er ganz los geworden, das: wird mich denn eine Ordentliche nehmen? Wird eine Ordentliche unter einem Dach mit meiner Mutter leben wollen? Nun, die Slava war eine Ordentliche und ließ ihn merken, daß sie ihn nehmen würde, obwohl sie recht gut wußte, daß die Mutter heute oder morgen heimkehren und Aufnahme finden werde bei ihrem Sohn. Sie fragte ab und zu nach ihr und sprach einmal:

„Eine Mutter bleibt halt doch immer eine Mutter; sie soll sein, wie sie will, wenn man nur eine hat. Ich hab keine.“

Babel begrüßte sie nun stets sehr artig, machte nie mehr schreckliche Augen „auf sie“, verhielt sich aber, was auch in seinem Innern drängte und gürte, äußerst zurückhaltend gegen die Kleine, während Arnost vor ihr in Weichheit zerschmolz oder in Flammen aufloderte. Der verliebte Bursche war immer genau unterrichtet von jedem ihrer Schritte, und immer traf sich, daß er an den Tagen, an denen sie einen Botengang ins Forsthaus unternahm, zufällig just nichts zu tun hatte und sich Babel zur Verfügung stellen konnte, um ihm bei seiner Arbeit behilflich zu sein. Kam die Erwartete dann, so fand sie die Zwei an den Baun gelehnt und ihrer harrend. Wer es in größerer Sehnsucht tat, ob der Ernste, Verschlossene, ob der andere, sie selbst wußte es nicht. Sie benahm sich mit beiden gleich herzlich, gleich kameradschaftlich, sprach aber mehr mit Arnost, weil sich der viel besser aufs Scherzen und Späßen verstand.

Nach Weihnachten brachte Slava einmal eine Kunde aus

dem Schlosse, durch die alle eingeschlummerten Sorgen Babels über seine Schwester wieder wach gerüttelt wurden. Milada war krank gewesen, die Frau Baronin hatte neuerdings einen Besuch im Kloster gemacht und war von neuem getröstet heimgekehrt. Es ging besser, versicherte sie, es ging gut. Dennoch hatte sie sich von „ihrem Kinde“ nicht leicht getrennt, gedachte bald zu ihm zurückzukehren und dann mehrere Wochen, als Gast der Frau Oberin, im Kloster zu verweilen. Vorher aber — ließ sie Babel sagen — wolle sie ihn noch sprechen.

Er beeilte sich, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, fand die alte Dame gebeugt und unruhig und, je mehr sie das war, desto bemühter, sich Frieden zu erringen und den der anderen nicht zu stören.

Die Frau Baronin gab Babel das Versprechen, ihm unmittelbar nach ihrem Eintreffen in der Stadt eine Zusammenkunft mit Milada zu erwirken, und nahm dafür sein Wort in Empfang, daß er sich um eine solche nicht auf eigene Hand bemühen werde.

Er schrieb an Milada, erhielt einige schöne, tröstliche Zeilen, wartete auf die Abreise der Frau Baronin, und als diese erfolgte, auf die Berufung zu seiner Schwester. Sein Herz war schwer und wurde nur etwas leichter, wenn es ihm gegönnt war, sich an dem Anblick des holden Mädchens zu laben, das Arnost und er nicht mehr anders als die „Goldamsel“ nannten.

Die Zeit kam, in welcher er es töricht zu finden begann, sich länger gegen die in ihm aufkeimende Neigung zur Wehre zu setzen. Daß Slava eine besondere Liebe für ihn hege, bildete er sich nicht ein, doch zweifelte er nicht, daß sie, wenn Arnost und er um sie freiten, ihm den Vorzug geben und, einmal verheiratet, ein braves Weib sein werde, wie sie ein braves Mädchen gewesen war. Aus Rücksicht für den Freund auf sie zu verzichten, der Gedanke flog ihm allerdings manchmal durch den Sinn; aber diese Regungen der Großmut verminderten sich in dem Maße, als sein Wohlgefallen an dem munteren Ding wuchs und wuchs.

Gegen Arnost war er so aufrichtig, wie dieser gegen ihn.

„Wie lieb Du sie hast, ich hab sie lieber,“ sagte Arnost.

„Was nützt das, wenn sie mich nimmt,“ sagte Babel.

„Und ich werd sie nächstens fragen, ich will auch einmal glücklich sein.“

Arnost erwiderte: „Frag sie.“ — Sein Entschluß war gefaßt. Am Tage, an dem Babel das Jawort Slavas erhielt, wollte er die Hütte, in der er seit dem Tode seiner Mutter allein hauste, verkaufen und Soldat werden. Es ist kein schlechtes Leben beim Militär, besonders für einen, der es, wie Arnost, schon nach zweimonatlicher Dienstzeit zu einer Charge gebracht hat.

Eines nebligen Januarmitttags kam er in höchster Aufregung zu Babel und teilte ihm mit, heute mache die Kleine ihren letzten Besuch beim Oberförster, er sei gesund, die Sendungen aus dem Schlosse hörten auf.

Arnost stand der Angstschweiß auf der Stirn, in seiner Brust ging es zu wie in einem Bohrer. „Ich halt's nicht mehr aus,“ sagte er. „Heute mußt Du reden, oder ich rede.“

„So red,“ sagte Babel, „ich werd aber auch reden.“

Sie sahen einander mit Augen an, aus denen der Haß funkelte, und gingen hinter dem Baun hin und her wie zwei Löwen im Käfig. Lamur sah auf der Schwelle, schwarz und häßlich, und beobachtete in stiller Verachtung die beiden von der Leidenschaft gequälten Menschenkinder.

Nun brach ein breiter Sonnenstrahl durch den weißen Dunst, der ringsum auf den Feldern und Wegen lagerte, und verwandelte ihn in Licht und farbig glitzernden Duft, von dessen durchsichtigen Schleiern umwoben die kleine Slava herannahte, an diesem Tage, gerade an diesem, an dem die feindlichen Freunde ein Wort im Vertrauen an sie zu richten gedachten, nicht allein.

Sie hatte eine Begleiterin mitgenommen — die Binska, Arnost und Babel entdeckten es zugleich, und der erste rief und der zweite murmelte: „Verwünscht!“

Ein kleines Stück Weges hinter dem jungen Weibe und dem jungen Mädchen kam die Schar der Holzknechte. Sie

gingen heute so ungewöhnlich spät in den Wald. Weil gestern Sonntag gewesen war, und weil ein Holzknecht, der sich achtet: „am Montag früh immer Feierabend macht,“ wie Hansjuch zu sagen pflegte.

Binska schien es für nötig zu halten, ihr Kommen dadurch zu erklären, daß sie mit dem Herrn Oberförster wegen des Ankaufs von Bauholz sprechen müsse und sich Slava angeschlossen habe, weil sichs zu zweien doch immer besser gebe.

Arnost fing das Wort sogleich auf, gab ihr Recht und, ihre Gefährtin anstarrend, stammelte er etwas Verwirrenes von der Torheit, das nicht einzusehen, und lieber allein dahin zu zotteln durchs Leben, statt mit einem, der einen übermensächlich gern hat.

Pabel flüsterte ihm ein zorniges: „Red Du nur!“ zu, und nachdem sein erster Verdruß über Binskas Anwesenheit berraucht war, forderte er sie und Slava auf, bei ihm einzutreten und ein wenig zu rasten. Damit öffnete er das Gitterpförtchen und hieß sie, nachdem sie seiner Einladung Folge geleistet hatten, nicht ohne haus herrliche Würde, auf eigenem Grund und Boden willkommen.

Diese Höflichkeit vollzog sich vor den Augen der heranrückenden Holzknechte und gab den wüsten Gesellen Anlaß zu Glossen der empörendsten Art.

(Fortsetzung folgt.)

Die Legende vom Brot.

Von Harald Landrup.

In der guten alten Zeit hauste das Märchen im Keller. Jetzt ist es nach dem Speicher verzogen. Alles Wunderbare spielt sich unterm Dach ab, wo der arme Mann und der Denker leben. Unten auf der Gasse lärmt die Wirklichkeit, hier oben aber erscheint einem der Himmel als etwas Ganzes, als eine große Käseglode, die über die Stadt gestülpt ist; und man verfolgt den Flug der Vögel, wenn sie aus weiten Fernen unterm Himmelsgewölbe dahinstreichen.

In so einer ärmlichen Bodenkammer saß einmal eine betagte Frau. Sie hatte soeben ein Brot gekauft, ein appetitliches Feinbrot mit glänzender hellbrauner Rinde . . . aber wie klein war es! und wie teuer! Zwanzig Dere hatte es gelostet.

Sie sah mit dem Brot in der Hand da und getraute sich nicht, es anzuschneiden.

Gerrgott! dachte sie. Warum muß Brot denn so kostspielig sein? . . . Man hat kaum noch die Mittel, um sich satt zu essen!

Dieser Herzensseufzer stieg bis zum lieben Gott hinauf. Er formte sich zu einem zudringlichen Gebet, einem naseweisen Mädchen, dessen Summen ihm in die Ohren gellte, und das sich nicht versagen lassen wollte.

Für diese Frau mußte etwas getan werden.

Noch während sie mit dem Brot in der Hand dasah, klopfte es an die Tür. Sie öffnete. Vor ihr stand ein alter Mann mit langem, weißem Bart.

Die arme Frau maß ihn mit einem hochmütigen Blick, denn sie konnte ja nichts anderes annehmen, als daß es ein Bettler sei . . . einer, der noch ärmer war als sie selber.

„Ich gebe nichts,“ sagte sie und wollte die Tür zuschlagen . . . aber der Alte setzte den Fuß dazwischen.

„Ich muß mit Ihnen sprechen!“

„Wollen Sie aufdringlich sein?“ schrie die Frau. „Sie bekommen hier nichts. Sie trinken ja nach Branntwein!“

Doch der Mann stieß behutsam die Lüre auf und drängte sich hinein.

„Ich bin Sankt Peter!“ sagte er mit Würde.

Die Frau verneigte sich bis zur Erde und konnte vor Schreck kein Wort herausbringen. Es gehörte viel dazu, bis es soweit kam.

Doch Sankt Peter sagte:

„Der liebe Gott hat gehört, daß Sie sich über die Brotpreise beklagen . . . Wissen Sie nicht, daß er das Getreide für alle wachsen läßt? Er hat den Menschen die Erde mit allen ihren Herrlichkeiten geschenkt; und er verlangt nur, daß sie von seinem Geschenk einen vernünftigen Gebrauch machen.“

Als Sankt Peter so freundliche Worte an sie richtete, wurde die Frau dreister. Sie hielt ihrem Besucher das Brot zu näherer Betrachtung hin:

„Zwanzig Dere . . . ist das nicht ein gar zu gesalzener Preis für so einen Happen, den ein Vogel im Schnabel fortragen kann?“ Da nahm Sankt Peter das Brot in die Hand und betrachtete es genau.

„Zwanzig Dere?“ wiederholte er. „Das ist ja unglaublich . . . Die Sache muß näher untersucht werden.“

Und während er sprach, verschwand er vor ihren Augen im Nebel.

„Nein, halt einmal!“ rief die Frau und griff nach ihm . . . das Feinbrot bleibt hier!“

Aber sie griff in die leere Luft. Er war bereits verschwunden, und das Brot hatte er mitgenommen.

Der Hüfner Lars Jensen in dem Kirchdorf Skelund wurde von einem alten Mann mit weißem Bart aus seinem Mittagschlaf geweckt.

„Was wollen Sie?“ fragte Lars Jensen mürrisch. Er richtete sich auf dem Sofa auf und rieb sich die Augen. Die Beine in den weißen Socken suchten nach den Stiefeln.

„Kennen Sie dies?“ fragte der Alte und zeigte ihm das kleine Brot.

„Nein,“ erwiderte Lars Jensen verdrossen. . . . „Auch Sie kenne ich nicht. Wer sind Sie?“

„Ich bin Sankt Peter!“ sagte der Alte mit Würde.

Lars Jensen sprang auf und zog einen Stuhl hervor.

„Ei, schau an, der Herr Peter ist's! Witt' schön, Herr Peter, wollen Sie nicht Platz nehmen? Das war schön, daß Sie mal bei mir vorgesprochen haben. Darf ich Ihnen nicht 'ne Kleinigkeit anbieten?“

Sankt Peter machte eine abwehrende Handbewegung und setzte eine gestrenge Miene auf.

„Erst will ich reinen Bescheid haben, Lars Jensen. Man hat über die Brotpreise Klage geführt, und das Getreide, aus dem dieses Brot hier hergestellt ist, ist auf Ihrem Felde gewachsen! Darf ich Sie fragen: Hat der liebe Gott nicht auch allen Sonne und Regen umsonst gegeben, ohne einen Preis dafür zu fordern? Wie können Sie sich unterstehen, die armen Leute so zu schröpfen?“

Lars Jensen rieb sich die Hände. Darauf kraute er sich hinterm Ohr.

„Sonne und Regen, Herr Peter . . . Sonne und Regen . . . ja, dafür müssen wir dem lieben Gott danken. Aber da ist noch so viel anderes, bester Herr Peter! . . . Sie vergessen ganz die Kundt-düngung und das Gefinde und die Maschinen . . . von Prioritäten und Steuern ganz zu geschweigen!“

„Aber das rechtfertigt nicht den Preis von zwanzig Dere für jedes Brot!“

„Nein, bewahre! Aber was, glauben Sie, wird mein Anteil sein, Herr Peter? Lassen Sie mich sagen: sechs Dere — mehr ist's sicherlich nicht! Aber ich fabriziere das Brot ja überhaupt nicht! Ich verkaufe nur das Getreide an den Dampfmüller Schmalz im Ringsied, und der gibt mir nicht einen Dere über die Tage. Darum müssen Sie . . . was gefällig?“

Lars Jensen sah zu seinem Entsetzen, wie Sankt Peters Gestalt sich in Nebel auflöste und verschwand.

„Sie haben das Brot vergessen“, rief er und wollte es vom Tische nehmen, wohin Sankt Peter es gelegt hatte. . . . Aber siehe, auch das Brot war verschwunden.

Dampfmüller Schmalz war ein alter Geizhals. Die Leute sagten von ihm, daß er dem ärmsten Teufel eher das Fell über die Ohren ziehe, als daß er ihm einen alten Rod schenke.

Schmalz sah über seine Wäcker gebüdet und machte Kreuze neben die Namen seiner Schuldner, gegen die er zwangsweise vorgehen wollte.

Plötzlich stand ein alter Mann vor ihm . . . ein ehrwürdiger Greis, der ein kleines Brot in der Hand hielt.

Schmalz betrachtete abwechselnd den Mann und das Brot.

„Hölle und Teufel, wo kommen Sie her?“ fragte er verdrießlich.

„Nicht aus der Hölle komme ich, sondern vom Himmel“, sagte der alte Mann sanftmütig . . . „ich bin Sankt Peter.“

„Gnade uns Gott!“ rief Schmalz und zitterte so heftig, daß seine Finger gegen die Tischplatte trommelten. . . . „Sie sind verkehrt gegangen, Hochhehrwürden. Sie wollten doch jedenfalls den Wäcker m e i s t e r haben. Er liegt hier nebenan in der Villa im Sterben.“

„Sehen Sie dieses Brot?“ fragte Sankt Peter.

„Ja,“ erwiderte Schmalz.

Und indem Sankt Peter das Brot auf den Geldschrank legte, sagte er streng:

„Der Hofbesitzer Jensen hat das Getreide gebaut, aus dem das Brot hergestellt ist. Sie haben Jensen das Getreide mit sechs Dere bezahlt . . . wollen Sie mir gefälligst erklären, wie es kommt, daß dieses Brot 20 Dere kostet?“

„20 Dere,“ wiederholte Schmalz. „Danach müssen Sie wirklich den Wäcker fragen. Sie werden begreifen, Hochhehrwürden, daß es Geld kostet, eine Mühle zu betreiben. Das Quantum Mehl, das zu so einem Brot gebraucht wird, verkauf ich dem Bäcker für zehn Dere! Finden Sie, daß das zu viel ist? . . . Hallo . . . Hochhehrwürden . . .“

Sankt Peter stieg in die Luft wie ein nächtlicher Nebel, der sich von den Baumwipfeln losreißt und zu den kleinen Wolken hinausfliegt.

Der Müller klingelte dem Mädchen, das auch sofort kam; denn in seinem Hause herrschte Ordnung im großen und kleinen.

„Nimm das Brot vom Geldschrank!“ sagte Schmalz. „Und trag es in die Küche!“

„Welches Brot?“ fragte die Magd.

Der Müller drehte sich hastig um; er liebte es nicht, etwas zweimal zu sagen. Aber siehe: das Brot war zusammen mit dem Alten verschwunden.

Bäckermeister Proström nahm acht Zehnkronenscheine aus seiner Geldschublade und legte sie in das Notizbuch. Er wollte zur Rennbahn; und acht ist eine Glückszahl.

Da stand plötzlich vor der Theke ein ehrwürdiger Greis, der dem Bäcker ein Brot hinhielt.

Proström betrachtete mit kränkender Geringschätzung zuerst das Brot und dann den Mann.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er.

„Das wollt' ich gerade Sie fragen“, erwiderte der Alte streng. Bäcker Proström war ein Mann von ungechliffenem Wesen. Er musterte den Alten und überlegte in Eile, ob er ihn persönlich hinauswerfen oder ob er den Gesellen rufen sollte.

Da brach eine Strahlenglorie hervor aus dem Haupte des Greises, ganz wie die Strahlen einer Sonne in einem Feuerwerk.

Der Bäcker sank in die Knie.

„Ich bin Sanct Peter“, donnerte der Alte . . . „und Du bist der gottlose Bäcker, der dieses Brot für zwanzig Dere verkauft hat, obwohl das Mehl Dich selber nur zehn kostet.“

„Liebster Herr Sanct Peter“, sagte der Bäcker, den Kopf eben über der Theke, „donnern Sie nicht so entsehrlich! Die Sahne gerinnt mir.“

„Die Stunde, da Du Rechenhaft ablegen sollst, ist gekommen“, erwiderte Sanct Peter. „Antworte ehrlich auf das, was ich Dich frage!“

Da wurde der Bäcker kühner und wagte sich mit dem ganzen Oberkörper hervor:

„Bedenken Sie, daß in einem Feinbrot auch noch andere Dinge enthalten sind als Mehl. Unter anderem Milch und Hefe und eine Prise Salz. Auch ist Eiweiß für die Rinde nötig, und die Eier sind unerschwinglich in diesen Zeiten. Rechnet ich das Brennmaterial und den Lohn für die Gesellen hinzu, so belaufen sich meine Ausgaben für solch ein Brot auf mindestens fünf Dere,

„Aber Du verlangst zwanzig,“ sagte Sanct Peter. „Du berechnest Dir also einen Verdienst.“

„Lumpige drei Dere! Man muß doch leben, nicht wahr! Man braucht Nahrung und Kleider und Taschengeld. Und man gibt hier und da auch einem Armen ein Scherflein! . . . Sie sind ja selber Schuhmacher gewesen, Hochehrwürden; da wissen Sie . . .“

„Ich war Fischer“, entgegnete Sanct Peter. „Du bist im Neuen Testamente schlecht beschlagen.“

Der Bäcker schlug sich vor die Stirn:

„Wie kommt' ich das vergessen! Fischer waren Sie ja. . . Aber Sie haben doch gewiß einen ganz anständigen Gewinn berechnet, nicht wahr?“

Da wurde Sanct Peter fuchsteufelstwid:

„Du willst mein ehrliches Handwerk mit Deinen unsauberen Geschäften vergleichen! Drei Dere auf ein Brot . . . drei Dere von zwanzig . . . das sind ja Bucherzinsen! Aber wart! Die Geschäfte soll Dir teuer zu stehen kommen. Wollen mal sehen, was der liebe Gott dazu sagen wird!“

Mit heftigen Schritten ging Sanct Peter auf die Türe zu. Da auf einmal blieb er stehen und rechnete nach . . . Lars Jensens Verdienst betrug sechs Dere. Schmalz berechnete für sich vier. . . Bier und sechs gibt zehn! Die Ausgaben für Milch, Hefe usw. betragen fünf Dere. . . Macht im ganzen fünfzehn Dere! Verdienst des Bäckers: 3 Dere . . . $3 + 15 = 18$. . .

Sanct Peter drehte sich hastig nach dem Ladentisch um. Die Glorie um sein Haupt leuchtete rot im Jörn.

„Du wagst es, mich zu betrügen!“ rief er. . . „So wisse, daß der liebe Gott mich ausgesandt hat, um Klarheit über diese Dinge zu gewinnen. Selbst wenn Deine 3 Dere Verdienst mitgerechnet werden, müßte das Brot nur achtzehn kosten. Du aber nimmst den Leuten zwanzig Dere ab! Wo bleiben die fehlenden zwei Dere?“

Der Bäcker riß die Geldschublade auf und nahm einen Hundertkronenschein hervor. Er reichte ihn Sanct Peter mit einer Verbeugung und sagte:

„Die zwei Dere fallen Ihnen zu, Hochehrwürden! Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Vorstoß auf die spätere Abrechnung hin überreiche, in der Hoffnung, daß Sie höheren Orts für mich eintreten werden.“

Sanct Peter besah sich das Papier lange, sehr lange. Seine Hand näherte sich . . . wich zurück . . . näherte sich wieder . . . und faßte endlich einen Entschluß: Der Schein verschwand in der geräumigen Manteltasche.

„Mein Sohn“, sagte er, „der Gedanke gefällt mir. Selbstverständlich behalte ich mir vor, zu wohlthätigem Zweck über das Geld zu disponieren.“ . . . Und nachdenklich fügte er hinzu: „Wer weiß, ob es nicht möglich ist, später im gemeinsamen Interesse eine beschiedene Preiserhöhung für's Brot vorzunehmen!“

Damit verschwand Sanct Peter wie ein Rebel, der von einem Windstoß verweht wird. Den Hundertkronenschein nahm er mit, das Brot aber ließ er liegen.

Der Bäcker seufzte und legte es ins Fenster zu den frischen Broten.

„Nun?“ fragte der liebe Gott. „Wie hängt die Sache mit dem Meinen Brot zusammen?“

Und Sanct Peter erwiderte:

„Es hat alles seine Wichtigkeit. Zur Herstellung des Brotes

sind verschiedene Ausgaben notwendig; aber das läßt sich nun mal nicht ändern. Der Preis ist relativ angemessen.“

„So, so!“ sagte der liebe Gott langsam und blickte Sanct Peter scharf an.

Der alte Mann machte sich so klein wie möglich und murmelte, er habe am anderen Ende des Weltraumes etwas zu besorgen . . . Er fühlte sich recht unsicher, als er fortging.

(Deutsch von S. Rip.)

Künstler — Publikum — Volk.

Ein Nachwort zu Wagners Selbstbiographie.

Das Ende der Magdeburger Kapellmeisterei, mit der der 23jährige Richard Wagner den ersten Versuch bürgerlicher Daseinsfähigkeit unternahm, wird in den jüngst erschienenen Lebenserinnerungen zu einem gespenstischen Finale komponiert; G. L. A. Hoffmanns Phantasie hat vielleicht bei dieser Darstellung größeren Einfluß gehabt als die zuverlässige Erinnerung, aber sie stilisiert in kräftigen Gestalten und Erscheinungen das Verhältnis des Künstlers zu den sozialer Bedingungen seiner Welt.

Richard Wagner, der eben sich anschickte, in die widriger Stürme einer philisterhaften Theatertheke sich hinauszumagen, hat nach Shakespeares „Maß für Maß“ eine heitere Oper „Das Liebesverbot“ verfaßt. Niemand nimmt an dem Werk Interesse außer der Leipziger Polizei, die den Text unfittlich findet, während die Magdeburger das Stück aus Unachtsamkeit freigibt. (Die Polizeizensur wird über das „Liebesverbot“ noch heute ausgeübt, von der heiligen Familie in Wahrenth, von der die Veröffentlichung des Textes verweigert wird!) Die erste Aufführung in Magdeburg geht ohne jeden Eindruck und ohne alle Verständnis vorüber. Gerade deshalb wählt der geldbedürftige Kapellmeister seine Oper für die letzte Vorstellung der Saison. Kurz vor Beginn sieht der Unglückliche im weiten, leeren Raum nur das Ehepaar Gottschalk, das als Hauptglaubiger Wagners den Ertrag des Abends persönlich abschätzen möchte, und außerdem als Symbolfigur der Schuldnechtschaft einen polnischen Juden im vollen Kostüm. Aber dieses zielbewusste Publikum sollte seine Rechnung nicht finden. Hinter den Kulissen entsteht eine Prügelei zwischen den Hauptdarstellern, und die Vorstellung wird unmöglich. So endigt der Winter 1835/36. „Meine auf diese in Aussicht gestellte Einnahme verwiefsenen Gläubiger verzweifeln an meinem Talente und hielten sich dagegen lediglich an meine bürgerliche Person, welcher sie durch schleunig eingereichte gerichtliche Klage bezukommen suchten.“ Als er aber dann seine vor der Ehe heftig geliebte Minna zum Abschied an den Postwagen bringt, gewahrt er endlich auch das Volk, das er im Theater verneinte; er fand es freilich durch andere Dinge angezogen und bewegt wie durch neue Opern, durch ein Schauspiel, das freilich nichts kostete: die ganze Bevölkerung Magdeburgs strömte durch eins der Tore hinaus, um auf einem weiten Anger einer durch „das Rad von unten“ zu vollziehenden Hinrichtung zuzusehen. Der Verbrecher war ein Soldat, der seine Braut aus Eifersucht vorsätzlich ermordet hatte. „Als ich hierauf zu meinem letzten Mittagmahle im Gasthose mich niederließ, hörte ich von allen Seiten nichts als die schreulichen Einzelheiten der besolgt national-preussischen Hinrichtungsmethode berichten.“

Fünfundzwanzig Jahre später ist Richard Wagner in Paris. Das zweite Kaiserreich lehrt die Menschen: Amüsiert euch! Wagner ist auf der Höhe seines Schaffens. Längst vollendet ruht im Pult der „Tristan“, dessen Aufführung niemand wagt. Das Gold strömt durch die Adern von Paris. Das ist nicht mehr das hungrige Kleinadteland von Magdeburg. Hier läßt sich Ernte halten. Und Richard Wagner ist entschlossen, zu ernten. Nach unendlichen Mühen gelingt es ihm, die Aufführung des „Tannhäuser“ in der Großen Oper durchzusetzen. Aber das Publikum will ein ausgiebiges Ballett. Richard Wagner erbarmt sich der Tanzbegierigen. Er erweitert die Venusbergsgene ballettmäßig. Auch das genügt noch nicht. Zu Beginn der Vorstellung sind die Stammgäste nicht anwesend. Also verlangt man eine Tanneinlage für den zweiten Akt. Das vermag Wagner nicht zu leisten. So wird die Pariser Aufführung zu einem ungeheuren Skandal. Der Jockeyclub, in den der Hofadel sich organisiert hat, unterbricht die Vorstellungen durch lärmende, wüste Kundgebungen. Nach der dritten Aufführung gibt Wagner den Kampf auf und zieht die Partitur zurück. Das Ergebnis ist wieder: Mehrung der Schuldenlast.

Darüber ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Richard Wagners Opern, und gerade die einst als unaufführbar geltenden, bilden die künstlerische und materielle Grundlage aller Opernbühnen der Welt. Gerade jetzt, wo das unendliche Schuldenbekenntnis Wagners, das den wichtigsten Inhalt seiner Memoiren bildet, bekannt wird, rüsten sich die Terrainspesulanten und Theatergründer auf den nahen Tag, da seine Werke freie Leute werden; viele Millionen rollen, neue Theater wachsen empor, die Baupläne überstürzen sich — alles will rechtzeitig den Gewinn aus dem „freien“ Wagner abschöpfen: Richard Wagner ist zur wirtschaftlichen Weltmacht geworden.

Das ist der Wert der Lebenserinnerungen Wagners: sie sind die kräftigste Urkunde für die unwürdige Stellung des Künstlers in der bürgerlichen Gesellschaft; hochmütige Eitelkeit verbindet sich mit erniedrigender, unterwürfiger Betteln. Der soziale Fall Wagner

Wirkt um so eindringlicher, als hier das Genie durch glückliche Lebenszufälle und durch einen ungewöhnlich robusten Willen zur Selbstdurchsetzung gefördert wird. Wenn gleichwohl der Mann erst nach seinem fünfzigsten Lebensjahre von seinen materiellen Nöten befreit wurde, wenn er noch bei der Schöpfung der „Meisterfinger“ ruhelos umhergetrieben wird wie ein schwangeres Weib, das keine Stätte findet, in Frieden niederzukommen, wenn es ihm endlich erst in den letzten Jahren seines Daseins gelingt, sich künstlerisch durchzurufen, so gibt es keinen stärkeren Beweis für die hoffnungslose Lage des Künstlers in der bürgerlichen Ordnung, der bald ein einsam verachteter Narr, bald ein überspannt umschwärmelter Halbgoth, immer ein Stück Hochstapler ist, der auf unrealisierbare Werte eine bürgerlich ehrbare Existenz gründen will und diese Zweideutigkeit erst dann verliert, wenn er erfolgreich kapitalistisch gegründet ist.

Der Lebenslauf Richard Wagners, der in dem reicherem 19. Jahrhundert sich vollendet, zeigt noch all die abstoßenden Züge des unendlichen Supplimentenelends, das die meisten deutschen Dilettanten des 18. Jahrhunderts niederdrückt.

Ich sage: Richard Wagner war im Grunde ein Künstlerling des Zufalls. Er war in weit verzweigte Familienbeziehungen hineingeboren, die einmal in ein tragfähiges wohlhabendes Bürgerium emporreichten und die ihm — was noch wichtiger — von Beginn an unmittelbar den Zugang zum Theater erschlossen. Er durfte sich in seiner Jugend frei entwickeln, und jede Bildungsmöglichkeit wurde ihm gewährt. Er ging stets durch ein Gewimmel von Freunden und Gönnern, die er gänzlich unbekümmert ausnützte. Frühzeitig gewöhnt er sich an die naiv egoistische Einbildung, daß alle Welt die Pflicht habe, für das Fortkommen seines Genies zu sorgen: durch Geldbarkeiten, Vorschüsse, Lebensrenten, Stellen, Douceurs und Ämter vom einfachen Landhaus bis zum üppigen Schloß. Er hätte Not hat Richard Wagner nur während seines abenteuerlichen ersten Aufenthaltes in Paris gekostet, da er wohl einen Tag lang durch die Straßen irrte, um irgendwo ein Fünffrankstück aufzutreiben, da er die Notdurft seines Lebensunterhalts bestritt, indem er für den Verleger Schlesinger fade italienische Modeopern bearbeitete. Sonst aber ist jederzeit viel, sehr viel Geld durch seine ebenso erwerbseifrigen wie unwirtschaftlichen Finger gerommen. Aber an jedem Gulden haftet doch der Geruch des Almosen, häufig des erpreßten Almosen. Und jede neue Unterstützung scheint die Nöte des von Gläubigern ewig verfolgten Mannes nur zu steigern, und Unternehmungen, mit denen er sich retten will, vermehren zumeist seine Schuldenlast.

Aber dieser zähe Kampf mit Gläubigern und Geldgebern zerfrisst den Charakter des Menschen. Der unanständige niedrige Haß gegen begünstigte Nebenbuhler, der Wagners Wild entstellte, ist letzten Endes finanziellen Ursprungs. Unziemlich und wahllos sucht er seine Hilfsquellen, wo er sie vorfindet. Nachdem die Weltgeschichte ihm die Mangierung seiner Verhältnisse versagt hat — das erhoffte er von der Revolution! — ist der als Teilnehmer des Dresdener Maiaufstandes steckbrieflich verfolgte Hochverräter, Republikaner und Sozialist unermüdlich, deutsche und fremde Fürsten für sich zu ködern: Die Großherzöge von Weimar und Baden werden mit seinen Anerbietungen verfolgt. Selbst den bald preussisch erledigten armen Nassauer Potentaten begnadet Wagner mit der Zumutung, ihm ein Schloßchen zur Verfügung zu stellen. Den dritten Napoleon belagert er förmlich. Er hoffiert russische Großfürsten, ungarische Magnaten, schlesische Junker. Kein Staatsmann ist ihm zu reaktionär, als daß er ihn nicht für sich zu gewinnen unternähme. Als er endlich von Sachsen amnestiert wird, geht er zu Herrn v. Buxst, um ihm zu danken. Was er damals zu dem Minister gesagt haben muß, erkennt man beschränkt aus diesen Sätzen: „Mit lächelnder Eleganz unterhielt er sich mit mir davon, daß ich denn doch wohl nicht so unschuldig sein möchte, als ich mir dessen jetzt bewußt sahien; er machte mich auf einen Brief von mir aufmerksam, der zu jener Zeit in Nidels Tasche gefunden worden sei; dies war mir neu, und gern gab ich zu verstehen, daß ich die mir erteilte Amnestie als eine Verzeihung begangener Unvorsichtigkeiten zu betrachten mich gedrungen fühlte.“

Daß jeder wohlhabende Freund zu Opfern für seinen Unterhalt bereit sein müsse, hält Wagner für selbstverständlich. Erbt eine befreundete Familie, so tritt Richard Wagner in deren Genossenschaft liebenswürdig ein, will sagen, er nimmt eine beträchtliche Jahresrente. Gelegentlich erweist er sich seinen Geldgebern dankbar, indem er sie verhöhnt, so den jungen Enthusiasten Weisheimer. Die Eingabe schwärmerischer Frauen weiß er wohl auszumünzen. Ihn bedrückt niemals das Geld, das er erhalten hat, sondern immer nur das, was man ihm verweigert.

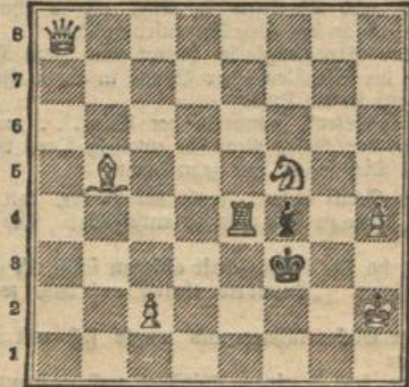
Und trotz all dieser fast brutalen Fähigkeit, sich zu behaupten, hat schließlich nur ein märchenhafter Zufall seinen materiellen und künstlerischen Untergang gehindert: Daß im letzten Augenblick Ludwig II. den bayerischen Thron bestieg, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling von sonderbar schwärmerischer Gemüthsart, hat ihn gerettet. Ihn spann Richard Wagner mit ausschweifenden Guldbildungen ein, deren vorhandene Urkunden leider so bald nicht das Geheimnis des Archivs verlassen dürften. Geldsorgen hatte er nun nicht mehr. Und dann kam auch der Ruhm, der metallisch glänzte. So durfte dann schließlich auch das Volk an Wagners Kunst teilnehmen, das Volk, das — für die Zivilisten steuert! Und das verhaßte und verächtliche Publikum wurde

gesteibt und geläutert zu einem einzigen Menschen, der im leeren Theater einsam saß, wie einst das Bucherpaar in Magdeburg, und schluchzend Tristan und Isolde's Nachtgesang kauschte, während aus der Ferne schon der dunkle Wahn das königliche Hirn umschlich, R. G.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

a b c d e f g h



2+ (1901)

Schachnachrichten. Für August ist in Karlsbad ein großes internationales Turnier mit neun Preisen von 3000 Kronen abwärts ausgeschrieben. Die Dauer der ununterbrochenen Spielfigung ist wie gewöhnlich auf vier Stunden festgesetzt. Bei diesem Spielmodus kann die ältere Generation der Meister, trotzdem sie aus erfahreneren Kennern des Spieles besteht, mit den jüngeren Kräften nur sehr schwer konkurrieren, die dieser physischen Anstrengung mehr gewachsen sind. Es besteht die Absicht, beim Komitee zu petitionieren, es möge die erwünschte Vorgabe von den älteren Herren nicht verlangen, indem es die Dauer der ununterbrochenen Spielfigung auf 3 Stunden herabsetzt. Auch die Qualität der Partien würde hierdurch gehoben werden, denn erfahrungsgemäß pflegen die meisten groben Fehler wegen großer Ermüdung der Spieler in der vierten Spielstunde vorzukommen.

Der Wiener Schachklub läßt das Turnierbuch des Königsgambit-Turniers von 1903 erscheinen. Diese höchst interessante Partiensammlung ist von Georg Marco-Wien (Redaktion der Wiener „Schachzeitung“) zu beziehen. Wir entnehmen hieraus nachstehende Partie:

Philidor's Verteidigung des Königsgambits.		C. Schlechter.	
3. Nies3.	e7—c5	25. Td1—d2	Te2—e4
1. e2—e4	e5×f4	26. b2—b3	Lf5—e6
2. f2—f4	g7—g5	27. Sc4—a5	Sf7—e5
3. Sg1×f3	g7—g5	28. Lg3×e5	Te4×e5
4. Lf1—c4	.....	29. Sa5×c6	Te5—e1†
Besser sofort h2—h4!	.....	30. Td2—d1	Te1—e3
4.	Lf8—g7!	31. Sc6×a7	g4—g3
Diese von Philidor empfohlene	.....	32. Sa7—c6	g3—g2
Verteidigung des Springergambits.	.....	33. Kc1—d2	Te3—e4
5. h2—h4	h7—h6	Oder 33.	Th3; 34. Tg1,
6. d2—d4	d7—d6	Ld5; 35. Sd4 neßt eb. Sc2.	
7. h4×g5	h6×g5	34. Td1—g1	Le6—h3
8. Th1×h8	Lg7×h8	35. a2—a4	Te4—f4
9. Dd1—d3	.....	36. Kd2—e3	Tf4—f1
Droht e4—e5 neßt Dh7.	.....	37. Sc6—e5†	Kg6—h5
9.	g5—g4	38. Se5—f3	Lh3—g4
Besser ist 9.	Sh6; 10. e5,	39. Tg1×g2	Tf1×f3†
Lf5 ic. Oder auch 9.	Lg7;	40. Kc3—d4	Tf3—f5
10. e5, Kf8 ic.	.....	41. b3—b4	Kh5×h4
10. e4—e5	Lf8—g7!	42. c2—c4	Tf5—f4†
11. Dd3—h7	Ke8—f8	Schwarz sollte mit e7—c5! auf	
12. Sf3—h4	.....	Remis spielen.	
Droht Sg5f.	.....	43. Kd4—c5	Lg4—e6
12.	Sg8—h6	44. Tg2—c2	Le6—d7
13. g2—g3!	d6×e5	45. b4—b5	Kh4—g5
14. d4×e5	Dd8×h4!	46. a4—a5	Tf4—f5†
Eine geistreiche	Abweidlung.	47. Kc5—b4	Kg5—f6?
15. g3×h4	Le8—f5	Der entscheidende Fehler. Mit	
16. Dh7×g7f	Kf8×g7	e7—e8! war noch immer ein Remis	
17. Lc1×f4	Sb8—c6	möglich.	
Besser Sd7!	.....	48. a5—a6	Tf5—f1
18. Sb1—d2	Ta8—e8	49. Te2—a2	Ld7—c8
19. Le4—b5	f7—f6	50. Kb4—c5	Tf1—c1
20. Sd2—c4	f6×e5	51. Ta1—a4	Kf6—e7
21. Lb5×c6	b7×c6	52. Kc5—c6	Le8—d7†
22. Lf4×e5†	Kg7—g6	53. Kc6—b7!	.....
23. 0—0—0	Sh6—f7	Fehlerhaft wäre	53. K×c7!?
24. Le5—g3	Te8—e2	L×b5 ic.	
		53.	Ke7—d6
		54. a6—a7	Aufgegeben.
		Eine durchwegs spannende und	
		lehrreiche Partie.	